

SABINE  
EBERT

*Die  
zerbrochene  
Feder*

*Roman*

KNAUR \*

**Sabine Ebert**

# **Die zerbrochene Feder**



**Roman**

# **Inhaltsübersicht**

## **Karte**

## **Erster Teil**

**November 1815**

**Eine Gesellschaft im Hause Trepte**

**Böses Erwachen**

**Unterwegs**

**Wiedersehen**

**Beunruhigende Aussichten**

**Zurück in Freiberg**

**Der erste Eindruck**

**Neue Moden**

**Kundschaft**

**Drei Briefe aus Berlin**

**Ein Heiratsgesuch**

**Eine Abendgesellschaft im Hause Gerlach**

**Träume und Hoffnungen**

**Begegnungen in Dresden**

**Weihnachtszeit**

**Silvesterball**

## **Zweiter Teil**

**Neujahrsüberraschungen**

**Alptraum**

**Maientanz**

**Frauen, die schreiben**

**Im Theater**

**Geheimnisvolle Angelegenheiten**

**Begegnungen in Erfurt**

**Wiedersehen in Gotha**

**Vergleiche**

**Sommerschnee**

**Schnelle Entscheidungen**

## **Dritter Teil**

**Oktober 1817**

**Streit im Hause Gerlach**

**Am Fenster**

**Henriette schreibt**

**Unerwarteter Besuch**

**Reputation**

**Eine Warnung**

**Ruhelos**

**Der Eindringling**

**Rosa Elefanten**

**Aufatmen**

**Heinrich oder Hubert?**

**Vierter Teil**

**Februar 1819**

**Bluttat**

**Säuberungen**

**Bestürzende Geheimnisse**

**Die Intendantin**

**Verwirrspiel im Hoftheater**

**Epilog I**

**Epilog II**

**Nachwort**

**Danksagung**

**Dramatis Personae**

## **Historische Persönlichkeiten sind mit \* gekennzeichnet**

Freiberg

Dresden

Leipzig

Erfurt

Gotha

Weimar

Berlin

## **Glossar**

## **Stadtplan Freiberg**

# Der Deutsche Bund nach 1815

0 100 200 km

▭ Grenze „Deutscher Bund“



# **Erster Teil**



## **Wie ein loses Blatt im Wind**

## November 1815

**I**ch weiß, was du planst«, wisperte die zierliche Carlotta ihrem Mann zu und stieß ihm energisch den Ellenbogen in die Rippen. »Sag bitte sofort, dass das nicht dein Ernst ist!«, zischte sie und starrte ihn mit gerunzelten Augenbrauen an.

Wilhelm Trepte, ein Rechtsgelehrter der Berliner Universität mit grauem Backenbart, hatte den Blick auf seine junge Schwiegertochter Henriette gerichtet, die gerade ihr Söhnchen – seinen Enkel – auf den Arm hob und an sich drückte, während Tränen in ihren Augen glitzerten.

Als Wilhelm nicht antwortete, riss ihn Carlotta mit einem erneuten Rippenstoß aus seinen Grübeleien.

Rasch zog er seine Frau in den Salon und nahm sie bei den Händen.

»Liebes, wir müssen etwas unternehmen, damit sie nicht länger in Trauer versinkt.«

Ihr Sohn Maximilian, Henriettes große Liebe, hatte wie seine beiden jüngeren Brüder sein Leben im Krieg gegen Napoleon verloren. Schwer verwundet war der preußische Premierleutnant aus Frankreich zurückgekehrt, durfte gerade noch die Geburt seines Sohnes erleben und starb nur Tage später während der Operation, bei der eine Kugel

entfernt wurde, die nahe seinem Herzen steckte. Das war im Sommer des vergangenen Jahres geschehen.

»Sieh sie dir doch an!«, drängte Wilhelm seine Frau. »Sie wandert umher wie ein Geist, und wann hast du sie das letzte Mal lachen sehen? Oder auch nur lächeln? Jette muss sich wieder dem Leben zuwenden. Sie ist noch nicht einmal zwanzig! Und das Trauerjahr ist vorbei.«

»Hast *du* denn aufgehört, um unsere Söhne zu trauern?«, fragte Carlotta vorwurfsvoll, ohne eine Antwort zu erwarten. »Könntest du den Gedanken ertragen, dass sie mit unserem einzigen Enkel dieses Haus verlässt, um sich neu zu vermählen?«

Wilhelm Trepte seufzte leise und zog ein sauberes Schnupftuch aus der Weste, um seine Brille zu putzen – eine für ihn typische Geste, wenn er Zeit gewinnen wollte.

»Das fällt mir nicht weniger schwer als dir, Liebes«, gestand er schließlich. »Doch ist es nicht auch für das Kind das Beste, wieder einen Vater zu haben – und eine glückliche Mutter statt einer in Trauer versunkenen?«

»Sie findet Trost im Schreiben«, hielt Carlotta dagegen.

Als Sängerin wusste sie um die heilende Kraft der Kunst. Henriette besaß literarisches Talent, das hatte nicht nur ihr Oheim versichert, der im sächsischen Freiberg eine Buchhandlung mit angeschlossener Druckerei führte und Fachbücher sowie ein Wochenblatt herausgab. Der Inhaber der berühmten Nicolaischen Verlagsbuchhandlung, die im Nachbarhaus der Treptes in der Berliner Brüderstraße

ihren Sitz hatte, wollte sogar ihre Manuskripte veröffentlichen.

»Kann sie ausgerechnet im Schreiben Trost finden?«, zweifelte der Jurist und ging zur Anrichte, um sich und seiner Frau ein Glas Likör einzuschenken. »Du solltest sie lieber dazu anhalten, ihr Klavierspiel zu verbessern.«

Er strich sich durchs Haar und sagte dann mit sorgenvoll gerunzelter Stirn: »Sie schreibt über ihre schrecklichen Erlebnisse in den Kriegsjahren, bei der Pflege von Verwundeten und Typhuskranken in überfüllten Lazaretten. Meinst du nicht, es wäre besser für sie, endlich loszulassen? Nach vorn zu schauen? Ins Leben zurückzukehren, statt bei den Toten zu verharren?«

Müde ließ er sich in einen Sessel sinken. Es war November; die früh hereinbrechende Dunkelheit lastete schwer auf ihren Gemütern.

»Sie will Zeugnis ablegen, als Mahnung«, beharrte Carlotta und setzte sich zu ihm auf die Sessellehne.

Dass ihr Mann jetzt schwieg, machte sie unruhig.

»Was geht gerade in dir vor?«, forschte sie, denn offensichtlich zögerte Wilhelm, seine Gedanken mit ihr zu teilen, was ungewöhnlich war. Sie vertrauten einander.

Doch der Rechtsgelehrte schien nur mit Mühe die passenden Worte zu finden.

»Genau das bereitet mir Sorge«, gestand er schließlich leise ein. »Solche Zeugnisse sind nicht mehr erwünscht. Erst recht nicht, wenn jemand so hart mit Königen ins

Gericht geht, wie sie es tut. Es könnte Ärger erregen, im harmlosesten Fall Missbilligung. Wir müssen sie davon abbringen. Und deshalb sollten wir am Sonnabend eine Gesellschaft geben und ein paar junge Männer einladen. Vielleicht verliebt sie sich neu.«

Die zierliche Carlotta stand mit einem Ruck auf, stellte ihr Glas ab und stemmte die Hände in die Seiten.

»Wilhelm Trepte, ich kann nicht glauben, was ich da Ungeheuerliches von dir zu hören bekomme! Weißt du, welcher Tag heute ist? Ihr Hochzeitstag! Heute vor zwei Jahren hat sie unseren Jungen geheiratet. Sie konnten nur eine schlichte Feldhochzeit feiern, und während ihrer gesamten Ehe hatten die beiden kaum vier Wochen füreinander, bis er wieder in den Krieg ziehen musste. Und ausgerechnet heute kommst du auf die Idee, sie mit einem anderen zu verkuppeln? Henriette, die uns eine Tochter geworden ist, nachdem alle unsere Söhne tot sind?«

»Sei leise, Liebes!« Ihr Mann versuchte, das Temperament seiner italienischen Frau zu zügeln. »Was, wenn sie dich hört?«

»Mit diesem Argument gibst du selbst zu, wie schändlich und taktlos deine Gedanken sind!«, hielt sie ihm leidenschaftlich entgegen.

Wilhelm Trepte seufzte leise, nahm erneut seine Brille ab, hauchte die Gläser an, holte umständlich sein Tuch hervor und putzte sie, als seien sie nicht schon blank.

»Es bleibt dabei. Wir geben eine kleine Gesellschaft, und *ich* kümmere mich diesmal um die Gästeliste.«

Carlotta verdrehte die Augen. »Wie viele?«

»Ein halbes Dutzend. Nach dem Essen können wir im Salon noch in zwangloser Runde plaudern und ein wenig musizieren. Aber wir sollten es Henriette erst kurz vorher und ganz beiläufig sagen, damit sie ...«

»... nicht Verdacht schöpft, dass du sie verkuppeln willst?«

»Damit sie dem Abend erst einmal keine große Bedeutung beimisst und sich nicht schon innerlich dagegen sperrt, bevor auch nur der erste Gast unser Haus betreten hat.«

»Dann sag du es ihr! Ich will mit diesem Komplott nichts zu tun haben!«, forderte Carlotta kategorisch.

Sie starrte ihren Mann so lange an, bis dieser zustimmte, dann ging sie Madame Bellefleur suchen, die Haushälterin, um mit ihr eine Speisenfolge für die Gesellschaft zusammenzustellen. An diesem Punkt, das wusste sie, konnte sie ihrem Mann seine Idee ohnehin nicht mehr ausreden. Sie fragte sich, ob Henriette wohl den Plan ihres Schwiegervaters erraten würde. Sie war klug und feinfühlig, doch so von Trauer erfüllt, dass sie das Vorhaben vielleicht erst durchschaute, wenn sie sich an der Tafel von ledigen Männern umringt sah. Obwohl ...

Carlotta seufzte erneut. So viele junge Männer waren in den Kriegsjahren gefallen! Und als Witwe mit einem Kind,

auch wenn sie noch keine zwanzig zählte, durfte Jette wohl eher mit dem Antrag eines älteren Herrn rechnen.

Zumindest sollte die Bewirtung der Gäste weniger Schwierigkeiten bereiten als unter der Herrschaft Napoleons, der den Handel mit England strikt verboten hatte. Die Kontinental Sperre war aufgehoben, und es gab endlich wieder Kaffee, Zucker, Vanille und andere begehrte Waren aus den britischen Kolonien.

Während Carlotta bereits mit der Köchin das Menü besprach und zustimmte, für diesen Tag noch eine Beiköchin zu engagieren, zog sich Wilhelm Trepte in die Bibliothek zurück und stellte eine Liste der Gäste zusammen, die er einladen wollte. Einen älteren Kollegen von der Universität mit seiner hochbetagten Mutter, damit Henriette nicht misstrauisch würde, und einige unvermählte Assessoren und Assistenten, denen er eine erfolgreiche Laufbahn zutraute.

Die Vorbereitung für die gesellige Zusammenkunft nahm im Haus der Treptes ihren Lauf, ohne dass Henriette davon erfuhr – so hatte es sich ihr Schwiegervater ausbedungen.

Erst einen Tag vor dem Ereignis hielt Wilhelm Trepte den Moment für gekommen, ihr davon zu erzählen. Er wartete in der Bibliothek auf sie, die sie gewöhnlich aufsuchte, wenn ihr Söhnchen eingeschlafen war.

Als er ihre leichten Schritte nahen hörte, hielt er mit dem Schreiben inne.

Henriette trat ein und verharrte kurz, als sie ihn erblickte. Das hellbraune Haar hatte sie zu einem einfachen Knoten hochgesteckt, und unter dem Arm trug sie zwei Bücher.

»Störe ich?«, fragte sie zaghaft, schon auf dem Sprung, gleich wieder zu gehen, falls es so war.

»Komm nur herein, meine Liebe, und such dir neuen Lesestoff aus!«, schlug Wilhelm mit einladender Geste vor.

»Max ist gerade erst eingeschlafen«, erzählte die zarte junge Frau, während sie die Bücher wieder an ihrem Platz einsortierte. Dann suchte sie die hohen Regalreihen nach weiterer Lektüre ab.

»Wir werden morgen eine zwanglose kleine Gesellschaft geben«, erklärte er beiläufig und beobachtete sie genau.

»Nicht ganz die übliche Runde, sondern hauptsächlich Kollegen von der Universität und Männer, mit denen ich geschäftlich in Verbindung stehe. Die meisten von ihnen wirst du noch nicht kennen. Aber es ist wichtig für mich, dass wir sie hier bei uns empfangen.«

Henriette verzog keine Miene, sondern wartete, dass er weitersprach. Sie schien keinen Verdacht zu schöpfen. Die Treptes führten ein gastliches Haus. Wilhelm war an der Universität geschätzt und Carlotta als talentierte Sängerin beliebt.

Also wagte er sich ein Stück weiter vor.

»Ich würde dich gern einmal wieder in dem hellblauen Kleid mit der fliederfarbenen Spitze sehen, das du trugst,

als wir den großen Iffland in seiner letzten Theatervorstellung erlebten.«

Verwundert sah sie ihn an. Bis eben hätte sie nie vermutet, dass sich ihr Schwiegervater Gedanken darüber machte, was sie anzog. Ihr selbst war es ziemlich gleichgültig, seit Maximilian gestorben war. Sie war nur müde, so furchtbar müde, und wenn nicht ihr kleiner Sohn und die Verpflichtungen gegenüber den Schwiegereltern wären, würde sie vollends im Dunkel umhertreiben.

Nun sollte sie also auf einem häuslichen Fest brillieren. Nach nichts stand ihr der Sinn weniger. Doch da diese Zusammenkunft Maximilians Vater wichtig zu sein schien, würde sie natürlich seinem Wunsch nachkommen.

»Und steck ein paar Blüten ins Haar, Liebes. Ich wünsche mir sehr, dass du dich endlich wieder ein wenig herausputzen lässt. Du bist noch jung und solltest das Leben genießen.«

Während der Gelehrte fürchtete, Henriette könnte seine Absicht erraten, stieg in ihr ein ganz anderer, beunruhigender Verdacht auf.

»Falle ich euch zur Last?«, fragte sie, biss sich auf die Lippe und musterte ihn beklommen.

Die Treptes hatten sie vor zwei Jahren aufgenommen, ohne sie zu kennen, nachdem ihr ältester Sohn sie überraschend in Frankfurt geheiratet hatte. Und seit Maximilians Tod war nun schon über ein Jahr vergangen.

Bestürzt legte Wilhelm Trepte die Feder hin, ging auf sie zu und nahm ihre Hände. »Das darfst du nie denken!«, versicherte er ihr. »Du warst uns vom ersten Tag an willkommen, das weißt du doch. Ich möchte dich nur wieder lächeln sehen.«

Wortlos nickte sie, während ihre Kehle wie zugeschnürt war.

Dieses Kleid, von dem er sprach – ein Hochzeitsgeschenk von Oheim und Tante aus Freiberg –, hatte sie seit Maximilians Tod nicht mehr getragen. Sie musste erst einmal mit Änni, dem Hausmädchen, nachsehen, ob es noch passte und ob vielleicht etwas daran ausgebessert werden musste.

Bevor sie ging, gab ihr Wilhelm Trepte mit auf den Weg: »Vielleicht übst du bis dahin noch ein wenig auf dem Klavier? Carlotta möchte morgen etwas singen, und du könntest sie begleiten.«

Insgeheim gratulierte er sich dazu, dem Ganzen einen so beiläufigen Anstrich gegeben zu haben.

Wieder nickte Henriette mit erstarrter Miene. Natürlich durfte sie ihren Schwiegereltern diesen Wunsch nicht abschlagen. Doch das Klavier musste warten. Erst einmal hatte sie für morgen etwas anderes vor, etwas Wichtiges. Das Einzige außer ihrem Kind, was sie aus der Apathie riss, die sie seit dem Tod ihrer großen Liebe lähmte.

»Seien Sie willkommen!«

Überschwänglich stemmte sich Monsieur Parthey, der Inhaber von Berlins berühmtester Verlagsbuchhandlung, aus dem Stuhl hinter seinem Schreibtisch und ging mit ausgebreiteten Armen auf Henriette zu. »Kommen Sie in den Salon, meine Liebe, ich werde Sie doch nicht im Komptoir empfangen! Wie geht es meinem Patensohn?«

»Gut, Monsieur«, berichtete Henriette, und dies war einer der wenigen Momente, in denen sie lächelte. »Er läuft schon munter drauflos und will schneller sein, als ihn seine Beinchen tragen. Und er redet den ganzen Tag, wobei oft sehr lustige Wortschöpfungen herauskommen.«

Mit einem Arm wies ihr der siebzigjährige Daniel Friedrich Parthey den Weg zum Salon und orderte beim Hausmädchen Mokka für sich und seine Besucherin.

Der Mokka wurde in zwei goldgeränderten kobaltblauen Tassen aus der Königlichen Porzellan-Manufaktur Berlin serviert. Dazu trug das Mädchen eine Kristallschale voller Mürbeplätzchen auf dem Tablett herein.

Nach einem Moment andächtigen Schweigens, in dem Monsieur Parthey genüsslich den Kaffeeduft einsog, nahm Henriette allen Mut zusammen, um die Frage auszusprechen, die ihr auf der Seele lag.

»Haben Sie etwas darüber gehört, wann mein Buch erscheinen darf? Sind die Seiten schon vom Zensor zurück?«

Umständlich löffelte der Verleger Zucker in seinen Mokka und schien ganz auf diese Tätigkeit konzentriert.

»Nein, sie befinden sich noch dort«, antwortete er nach bedeutungsschwerem Schweigen. »Und zu meinem Leidwesen kann ich die Prüfprozedur nicht beschleunigen, obwohl sie ungewöhnlich lange dauert.«

»Müssen wir uns deshalb sorgen?« Beunruhigt beugte sich Henriette ein wenig vor. »Vielleicht liegt es nur daran, dass einer der Zensoren erkrankt ist. Bei diesem nasskalten Novemberwetter wäre das kein Wunder.«

Der weißhaarige Verleger war nun auffallend intensiv damit beschäftigt, den Mokka mit seinem silbernen Löffelchen umzurühren; er schien wie gebannt von dem dunklen Strudel und dem leisen Klirren.

Da er aber spürte, dass sich seine junge Besucherin ohne klare Antwort nicht zufriedengeben würde, riss er schließlich den Blick widerstrebend von dem Gebräu los und sah sie an.

»Wenn etwas lange beim Zensor liegt, ist das nie ein gutes Zeichen, meine junge Freundin«, eröffnete er und seufzte. »Ihr Werk ist ungewöhnlich, aufrüttelnd und bewegend. Sehr einfühlsam geschrieben, trotzdem schlicht und klar.«

Ungewohnte Verlegenheit zeichnete sich nun auf seinem Gesicht ab.

»Genau das ist das Problem, wie sich nun herausstellt. Sie schreiben vom Krieg, von Ihren erschütternden Erlebnissen in den Lazaretten vor, während und nach der Leipziger Völkerschlacht. Ich halte Sie für ein großes Talent

und möchte Sie fördern. Und ich gebe zu, Sie haben mich alten Mann zutiefst berührt. Ich war, nein: Ich *bin* sicher, Sie würden jeden Leser bewegen.«

»*Würden?*«, fragte Henriette mit hochgezogenen Augenbrauen.

Parthey stellte seine Tasse auf dem Tischchen ab, das mit Intarsien aus Perlmutter verziert war, und lehnte sich in seinem Sessel zurück.

»Nun ... Ich habe mir erlaubt, dezent beim Sekretär der Zensurbehörde nachzufragen. Und bekam in etwa zu hören, was ich schon befürchtete, nachdem die Genehmigung des Textes so lange ausblieb.«

Verlegenheit stand auf seinem Gesicht geschrieben.

Jette, die ahnte, worauf das Gespräch jetzt hinauslaufen würde, stellte ebenfalls ihre Tasse auf dem Tischchen ab, denn ihre Hände begannen zu zittern. Vor Entrüstung.

»Als Seine Majestät der König sein Volk zum Kampf gegen Napoleon aufrief, da erfasste eine patriotische Welle das Land, weit über Preußen hinaus«, holte Parthey weitschweifig aus. »Selbst aus Nachbarländern wie Sachsen oder Anhalt meldeten sich Freiwillige zur Armee. Damen verkauften ihren Goldschmuck, damit die Truppen bewaffnet werden konnten.«

Bei weitem nicht so viele, wie der preußische König gehofft hatte, dachte Henriette sarkastisch, hielt diese Bemerkung aber zurück.

»Nun ist der Sieg errungen, auf dem großen Kongress in Wien wurde Frieden geschaffen ...«, fuhr der Verleger fort, und in Gedanken kommentierte Henriette sofort: auf Kosten Polens und Sachsens, das zur Hälfte als Beute an Preußen ging!

»Deshalb wünscht man sich in allerhöchsten Kreisen ...« - Monsieur Partheys Blick wanderte bedeutungsvoll zu dem goldgerahmten Porträt Friedrich Wilhelms III. an der Wand - »... dass nun nicht mehr von solch schrecklichen Dingen die Rede ist, wie Sie sie beschreiben. Die Besetzung Preußens durch Napoleon und der Krieg sind vorbei. Jetzt sind Zuversicht und Unterhaltung erwünscht.«

Parthey räusperte sich sichtlich verlegen.

»Man hat mir bedeutet, eine junge Frau wie Sie sollte doch, *wenn sie schon meint, schreiben zu müssen*, etwas Nettes zu Papier bringen.«

Henriette hatte das unwirkliche Gefühl, dass sich ihr die Haare sträubten, obwohl sie fest zum Knoten aufgesteckt waren.

»Aha«, sagte sie nur und hielt mit Mühe alle Erwiderungen zurück, die ihr auf der Zunge lagen. Denn sie spürte genau, dass der Verleger das Entscheidende noch nicht gesagt hatte.

Damit rückte er nun heraus, zögernd und mit gesenkter Stimme.

»Zumal ...« - unter seinen buschigen Augenbrauen sah er Henriette beschwörend an - »... Sie sich unverhohlen kritisch über den König von Preußen und den König von Sachsen äußern.«

»Friedrich Wilhelm von Preußen hatte dem Volk Reformen und eine Ständeversammlung versprochen«, erinnerte sie leidenschaftlich. »Davon ist plötzlich keine Rede mehr. Doch ich verstehe natürlich, dass es einem König den Schlaf raubt, wenn er sein Volk bewaffnet, und er jede Erinnerung daran tilgen will.«

Nun beugte sie sich ein wenig vor, strich mit den Fingern über die Perlmuttintarsien des Tisches, ohne es wahrzunehmen. »Eine Kritik am König von *Sachsen* sollte doch beim preußischen Regenten Beifall finden, nachdem beide Herrscher in den letzten Kriegsjahren auf gegnerischen Seiten standen, nicht wahr?«

Monsieur Parthey hüstelte, sein Blick wanderte erneut zu dem goldgerahmten Porträt des preußischen Königs. Solche Drucke hatte auch ihr Oheim in Freiberg verkauft - jedenfalls so lange, wie das preußische Heer im Land weilte, und später noch einmal, während Sachsen unter preußischer Verwaltung stand. Je nach politischer Lage hatte Friedrich Gerlach auch Porträts Napoleons oder des russischen Zaren im Angebot. Die des sächsischen Königs Friedrich August natürlich ständig.

»Ich erhielt einen Fingerzeig der Zensurbehörde, dass herabwürdigende Äußerungen über Angehörige von

Königshäusern generell als unangemessen betrachtet werden«, bekannte der Verleger.

»Aha«, wiederholte Henriette kühl. »Soll ich also die betreffenden Abschnitte entfernen?«

Parthey schloss die Augen und wirkte tief in Gedanken versunken, ehe er weitersprach. Schließlich öffnete er die Lider und blickte Henriette ins Gesicht.

»Ich fürchte, das wird nicht genügen, meine Liebe«, sagte er besorgt. »Sie haben *in allerhöchsten Kreisen* Missfallen erregt. So leid es mir tut um Sie und Ihr Buch – darf ich Ihnen noch einen dringenden Rat geben: Sie sollten sich umgehend davon distanzieren und zum Zeichen guten Willens etwas Gefälliges schreiben. Etwas Nettes. Lauschige Naturbetrachtungen oder die romantische Liebesgeschichte eines patriotisch gesinnten Paares.«

Henriette schwieg kurz, ehe sie sich erhob.

»Ich danke Ihnen für Ihre Offenheit, Monsieur Parthey«, sagte sie. »Und ich betrachte Sie nach wie vor als Freund. Doch Sie werden von mir nicht ernsthaft erwarten, dass ich über Schmetterlinge und Frühlingsdüfte schreibe – nach all dem, was ich gesehen und erlebt habe. Das, was ich Ihnen anvertraute, *ist* eine Liebesgeschichte. Eine Geschichte über Nächstenliebe. Nur scheint meine Auffassung von Patriotismus nicht mehr zeitgemäß zu sein.«

Parthey erhob sich ebenfalls.

»Ziehen Sie es wenigstens in Betracht!«, beschwor er sie leise.

Besorgt sah er ihr nach, als sie sich in den Mantel helfen ließ und zur Tür ging.

## Eine Gesellschaft im Hause Trepte

**S**chneidend kalter Wind trieb Henriette winzige Eiskörner ins Gesicht, als sie aus dem Haus des Verlegers trat. Rasch drückte sie ihren Hut fester aufs Haar und band die Satinschleife enger, die ihn hielt.

Mit nur wenigen Schritten zur benachbarten Tür hätte sie Kälte, Wind und Hagel entkommen können. Aber sie fühlte sich jetzt nicht imstande, gleich wieder ins Haus ihrer Schwiegereltern zurückzukehren – mit ihrem Zorn, ihrer Enttäuschung und dem Wissen, dass Wilhelm und Carlotta sich große Sorgen machen würden, wenn sie erfuhren, was Monsieur Parthey berichtet hatte. Gefährdete sie vielleicht sogar die Stellung ihres Schwiegervaters an der Berliner Universität, wenn sie nicht klein beigab und den Zensoren zum Zeichen vermeintlicher Läuterung eine »nette Geschichte« lieferte?

Gedankenschwer ging sie bis zur nächsten Spreebrücke, klammerte sich mit beiden Händen am Geländer fest und reckte ihr Gesicht den feinen Graupeln entgegen, als könnte die Kälte auch den Aufruhr in ihrem Innern abkühlen. Der Wind zerrte an den Schößen ihres Mantels und an ihrem Hut, den sie nun doch lieber mit einer Hand festhielt.

Die Gegend um die Brücke war fast menschenleer, nur in einigem Abstand sah sie einen Schusterjungen mit tief ins Gesicht gezogener Mütze und einem Paar Stiefel, die über seiner Schulter hingen; er lieferte wohl für seinen Meister die fertige Ware aus. Auf der gegenüberliegenden Seite des Spreekanals watschelte eine in dicke Wolltücher gehüllte Frau mit einem Korb Kartoffeln. Zwei Möwen stritten laut kreischend um irgendetwas Essbares.

Im fauchenden Wind verharrend, haderte Henriette mit dem soeben Gehörten. Nicht nur, dass sie »etwas Nettes« schreiben sollte, womit gemeint war: völlig ohne Belang. Man hatte ihr auch ausrichten lassen, dass es gänzlich unangemessen sei, wenn sich Frauen – noch dazu junge – anmaßen, Bücher zu schreiben.

Nach dem Krieg und all den Entbehrungen und Verlusten würden die Menschen Vergnügen und Zerstreuung brauchen. Sicher, Hoffnung und endlich wieder einziehende Normalität brauchten sie auch, das war verständlich ...

Doch wie konnte die Menschheit nach einer solchen Katastrophe weiterleben, nach einem Krieg, der mehr als einen ganzen Kontinent erfasst und Millionen Tote gekostet hatte, wenn jedermann so tat, als habe das alles nie stattgefunden?

Damit würde sie Maximilian verraten und all jene, die in diesen furchtbaren Jahren ihr Leben gelassen hatten. Nicht nur die Soldaten, sondern auch die zahllosen Zivilisten, die

große Not litten, die ausgeplündert worden waren und ihre Häuser und ihre Habe verloren hatten, die hungerten und vom Typhus hinweggerafft wurden, den die erschöpften Heere mit sich brachten.

Rasch wurden Henriettes Finger klamm vor Kälte, an ihren Haaren und Wimpern setzten sich winzige Eiskristalle fest.

Doch ehe sie sich in die Wärme des Hauses flüchtete, musste sie ihren Gedankengang zu Ende bringen.

Und dazu gehörte der Entschluss, den Schwiegereltern vorerst nichts davon zu sagen, was Monsieur Parthey ihr gestanden hatte. Sie wollte nicht, dass sie sich sorgten. Vielleicht verlief diese unleidige Angelegenheit im Sande, weil die Zensoren eine junge Frau und Mutter nicht ernst nahmen und bald vergaßen? Sollte sie nicht besser doch schleunigst ihre literarischen Ambitionen aufgeben, stattdessen Klavier spielen und sticken, wie es die Treptes vorgeschlagen hatten? Um Unheil von ihren Schwiegereltern und auch dem Verleger fernzuhalten?

Henriette wandte den Blick von dem träge dahinfließenden Spreekanal, in dem die Überreste einer Holzkiste und ein angebissener Apfel schwammen, und lief zurück zum Haus der Treptes. Sie würde sich in ihr Zimmer zurückziehen und in Ruhe noch einmal über Monsieur Partheys Worte nachdenken.

Doch dazu sollte sie keine Gelegenheit finden.

Carlotta hielt schon am Fenster nach ihr Ausschau und bedeutete ihr mit energischem Winken, sich zu beeilen.

Sie empfing sie gleich an der Tür, zog sie herein und überschüttete sie mit Vorwürfen.

»Wo bleibst du denn, noch dazu bei diesem Wetter? Deine Hände sind ja eiskalt! Und dein Haar ist nass und zerzaust! Um Himmels willen, wie sollen wir dich präsentabel herrichten, bevor die Gäste kommen? In weniger als zwei Stunden treffen sie hier ein!«

Mit einer Spur von Verlegenheit wegen ihrer Unaufrichtigkeit murmelte sie noch: »Du weißt doch, wie wichtig diese Gesellschaft für Wilhelm ist ...«

Sie schob Jette in deren Zimmer und rief nach Änni, damit die der jungen Frau in Mieder und Kleid half und die Brennschere erhitzte. Um den Haarschmuck würde sich Carlotta selbst kümmern, die bereits umgekleidet und fast fertig frisiert war.

Henriettes bestes Kleid, zartblau mit fliederfarbenen Spitzen, war sorgfältig gebügelt über das Bett drapiert. Lange weiße Handschuhe, Strümpfe und ihr Silberschmuck mit Amethysten – ein Geschenk von Oheim und Tante in Freiberg, der Familienschmuck der Gerlachs – lagen auf dem Frisiertisch bereit.

Teilnahmslos und schweigend ließ Henriette Carlottas und Ännis Wortschwall über sich ergehen, während ihr das Dienstmädchen die Haare trockenrieb, sie in das Mieder schnürte und ihr in das Festkleid half. Es war aussichtslos,

jetzt über ihr Gespräch mit Monsieur Parthey nachdenken zu wollen, während die zwei Frauen geschäftig und höchst gesprächig um sie herumschwirrten.

Henriette schien es, als würde sie in eine andere Welt gezogen, weg von den dramatischen Ereignissen, über die sie geschrieben hatte, und stattdessen angefüllt mit Banalitäten: ob die Brennschere heiß genug war, um Locken zu drehen, wo die Haarnadeln lagen, ob die seidenen Blüten fest genug im Haar saßen ...

Sollte sich ihr Leben künftig nur darum drehen?

Nachdem sie draußen so durchgefroren war, wirkten die Wärme des Zimmers und das unablässige Geplapper der beiden Frauen einschläfernd auf sie, zumal sie ohnehin seit Maximilians Tod von andauernder Müdigkeit erfüllt war. Ihre Gedanken verloren sich im Nichts, während verlockende Düfte durch das Haus zogen, von Gebratenem und Gebackenem.

»Nun lass dich anschauen, Liebes!«, meinte Carlotta schließlich, zog sie hoch, drehte sie an den Schultern zu sich und musterte mit leicht zusammengekniffenen Augen das Ergebnis ihrer Mühen.

»So wird es gehen«, meinte sie zufrieden, zupfte da und dort noch an einer Locke und fuhr zusammen, als unten am Hauseingang die Glocke schellte.

»Sie kommen! Warte im Salon, dort werden wir dich den Gästen vorstellen.«

Henriette nickte und stellte sich gedanklich auf ein paar Stunden höflicher Konversation mit vermutlich grauhaarigen Kollegen ihres Schwiegervaters ein. Doch ihm zuliebe würde sie sich von ihrer besten Seite zeigen. Aufmerksam und Interesse vortäuschend, auch wenn in ihrem Inneren alles erstorben war.

Zwei Stunden später, während die Treptes und ihre Gäste das Dessert löffelten, ein köstliches Zitronenparfait, fragte sich Henriette längst, was sie hier sollte. Sie wünschte sich fort von dieser zunehmend lärmenden Runde, an einen stillen Ort. Vorzugsweise in ihr Bett, wo sie sich zwischen Kissen und Decken verkriechen und nichts sehen und nichts hören wollte.

Die Gäste ihres Schwiegervaters mochten wohl in der Rechtskunde hervorragend bewandert sein und erörterten schon seit der Vorspeise diverse juristische Neuerungen und Streitfälle. Doch taten sie sich schwer, einen Gegenstand allgemeinen Interesses zum Thema einer Konversation zu machen.

Carlotta warf ihrem Mann deshalb in unbeobachteten Momenten immer wieder vorwurfsvolle Blicke zu - weil sie sich genau so langweilte wie sie selbst, glaubte Henriette. Ihr wäre nie der Gedanke gekommen, die Schwiegermutter wollte damit die offenkundige Fehleinschätzung ihres Mannes rügen, was potenzielle Eheandidaten für eine intelligente junge Witwe betraf.